

MICHAEL RIEPL

FERNE

Das Leben meiner Großmutter

HEIMAT

zwischen Schwarzem Meer

ALTMON

und Kaukasus

TAL

C.H.BECK

MICHAEL RIEPL

F E R N E

Das Leben meiner Großmutter

H E I M A T

zwischen Schwarzem Meer

A L T M O N

und Kaukasus

T A L

C. H. BECK

Mit fünf Abbildungen und einer Karte (© Peter Palm)

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

Umschlaggestaltung: buxdesign | München, Daniela Hofner

Umschlagabbildung: Archip Kuindschi, Der Dnjepr am Morgen, 1881. © mauritius images/Alamy Stock Photos/Shim Harno

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

ISBN Buch 978 3 406 84946 6

ISBN ePub 978 3 406 84947 3

ISBN ePDF 978 3 406 84948 0

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

Für A. Johann

Inhalt

Prolog	Regensburg, Juni 2018	9
Erster Teil		
UKRAINE		
1	Landstraße nach Sewerodonezk, Juli 2018	21
2	Saizewo, Juli 2018	29
3	Schtschastja, August 2018	38
4	Altmontal, März 1919	50
5	Saporischschja, August 2018	55
6	Altmontal, August 1927	66
7	Altmontal/Samoschne, August 2018	77
8	Halbstadt/Molotschansk, August 2018	82
9	Kiew, August 2018	92
10	Altmontal, Oktober 1931	95
11	Altmontal, Januar 1932	101
Zweiter Teil		
KAUKASUS		
12	Rostow – Baku – Annenfeld, Mai 1932	111
13	Annenfeld, September 1933	120
14	Aserbaidtschan, April 2018	131
15	Armenisch-aserbaidtschanische Grenze, Oktober 2020	138
16	Tschotschkan (Armenien), März 2021	149

Dritter Teil

UKRAINE

17	Annenfeld (Aserbaidshan), Oktober 1935	159
18	Osten der Demokratischen Republik Kongo, 24. Februar 2022	170
19	Kiew, April 2022	178
20	Ladekopp, Januar 1938	184
21	Kiew, Silvester 2022	193
22	Halbstadt, Mai 1939	199
23	Kiew, Sommer 2023	213
24	Tokmak, 1939–1941	221
25	Kiew, Januar 2023	235
26	Tokmak, Oktober 1941	240
27	Tokmak, April 1942	252

Vierter Teil

DEUTSCHLAND

28	Przemyśl (Polen), November 2023	265
29	München, Juli 1946	274
30	Sindlbach, April 2004	284

Epilog	Armenien, August 2025	295
--------	-----------------------	-----

Dank 299

Quellen und Transkription 301

Anmerkungen 303

PROLOG

Regensburg

Juni 2018

Vorsichtig nehme ich Seite dreiundachtzig vom Stapel, lege sie auf die Glasscheibe und drücke den grünen Knopf. Der kalte Lichtstrahl tastet sich langsam voran und lässt das spröde Schreibmaschinenpapier für einige Sekunden aufleuchten wie bedrucktes Milchglas.

Ich lege die nächste Seite auf.

Die Morgensonne schiebt sich über die Dächer der Stadt und schwappt in mein Arbeitszimmer. Bis spät in die Nacht habe ich in ihren Aufzeichnungen gelesen, jetzt muss ich mich beeilen. Meine Casio zeigt 06:23. Der Flug nach Kiew geht in wenigen Stunden.

Ich greife mir das nächste Blatt. Auf keinen Fall will ich das Original mit in die Ukraine nehmen. Doch es wird dauern, alle dreihundertvierzehn Seiten mit diesem altmodischen Gerät einzuscannen. Während der Lichtstrahl surrend hin- und herfährt, verharrt mein Blick auf dem Notizbuch, in das ich allerhand Stichpunkte und ein paar Fragen geschrieben habe: «Geboren in Altmontal ... Der große Hunger ... Warum kam er aus dem Kaukasus? ... Sozial-schädliche Elemente ... S. säuberte sie ... Wo ist das Arbeitslager? ... Verschwand im Krieg, starb auf der Flucht, starb in Sibirien.» Am Ende steht, doppelt unterstrichen: «Ist je irgendwer zurückgekehrt – nach Altmontal?»

Ich schlage das Notizbuch zu und lege Seite achtundneunzig auf den Scanner.

Zehn Jahre hat Hedwig Krämer gebraucht, um ihre Lebenserinne-

rungen aufzuschreiben. Herausgekommen sind diese dreihundertvierzehn Seiten, die mal chronologisch, mal wirr durcheinander erzählen. Hier bricht ein Satz ab, anderswo hat sie etwas mit Kugelschreiber ergänzt. Hedwig Krämer war Ärztin, keine Schriftstellerin. Sie schrieb Erinnerungen, wie Mediziner Befunde formulieren: pragmatisch, trocken, direkt. Einige Begriffe kürzte sie ab («und» bleibt immer «u.»), als verdienten sie es nicht, ausgeschrieben zu werden. Viele Sätze stocken, sodass ich beim Lesen das Klacken der Schreibmaschine zu hören glaube, und wenn sie ihre Gefühle beschreibt, greift sie oft zu unbeholfenen Floskeln. Und trotzdem atmet in diesen dreihundertvierzehn Seiten ein Leben voller Liebe, Leid, Schmerz und Hoffnung. Mir ist, als hätte ich die Erinnerungen einer Fremden gelesen.

Ich erinnere mich noch gut an ihren fünfundachtzigsten Geburtstag im März 2004, kurz bevor sie starb. Wie zu jedem Runden fanden wir uns in einem Landgasthof in Sindlbach ein, dem kleinen Dorf, in dem Oma Hedi lebte und ihre Arztpraxis betrieben hatte. Gewienerte VW Golf und Mercedes E-Klassen füllten den Parkplatz. Im Gasthof war alles, wie es sich in Bayern gehörte. Die Knödel fett und gelb, die Schweinsaxe dunkelbraun und resch und der Kaffee (mit langem ee) erstickte unter einer dicken Schicht Schlagrahm. Doch heute kamen die Menschen nicht wegen des Essens. Sie waren gekommen, um der ehemaligen Landärztin zu gratulieren, die dreißig Jahre lang alle Dörfer im Umkreis versorgt hatte. Meine Großmutter hatte ihre Kinder zur Welt gebracht und die Alten beim Sterben begleitet.

Im Wintergarten des Gasthofs war es heiß. Ein älterer Herr hatte soeben das Fenster geschlossen. Er vertrage keinen Durchzug, sagte er entschuldigend. Seine Frau nickte energisch, als beglückwünsche sie ihn zu diesem intimen Geständnis. Sie trug denselben Kurzhaarschnitt, den alle Frauen über fünfzig auf dem Dorf trugen, und unter ihrer mit Rosen bestickten Bluse schnappatmete ein riesiger Busen, allerdings nicht die Art von Busen, für die man sich als Vierzehnjähri-

ger interessiert. «Sie ham aba an prächtigen Enkel, Frau Doktor», sagte sie, während sie mich schüttelte wie einen betrunkenen Seemann. Wie alle sprach die Frau ausschließlich in der dritten Person über mich und ließ erst ab, als der Kellner, auf dessen Hemd sich schon deutliche Schweißflecken abzeichneten, begann, den Sekt auszuschenken. «Für den jungen Herrn bringe ich gleich einen Orangensaft», fügte er an.

Ich war der jüngste Gast. Mit vierzehn, ja immerhin fast fünfzehn Jahren, hatte ich eigentlich etwas Besseres zu tun, als im Wintergarten dieses Landgasthofs zu schwitzen. Ich dachte an meine Kumpels, die jetzt wahrscheinlich gerade zum Schlecker in der Regensburger Altstadt gingen, der nur halbherzig Alterskontrollen durchführte. Sie würden ein paar Flaschen Bacardi Breezer und Smirnoff Ice in den Metallkorb legen, dazu eine Packung Klosteine. Das mit den Klosteinen war meine Idee gewesen: Sieht aus wie ein normaler Haushaltseinkauf, funktioniert garantiert, wahrscheinlich auch dieses Mal. Meine Kumpels würden sich an die Donau setzen, auf einen alten Pizakarton, denn der Stein der Uferpromenade war noch kalt. Vielleicht würde auch Nina wieder kommen wie letztes Wochenende. Da hatte sie ihre Kopfhörer mit mir geteilt und ich meinen Bacardi Breezer mit ihr. Und während wir auf ihrem Discman Sarah Connor hörten, erzählte ich von dem Trick mit den Klosteinen. Sie lachte. Nina lachte nicht oft, aber genau deshalb war sie schöner als die anderen, wenn sie es tat. Unsere Hände hatten sich für ein paar Sekunden berührt und ich fragte mich schon die ganze Woche, ob das Zufall gewesen sein konnte.

Hätte ich nicht so viel an Nina gedacht, mir wäre vielleicht aufgefallen, dass meine Großmutter anders war als ihre Geburtstagsgäste. Der bayerische Dialekt klang bei ihr wie ein schlecht eingelaufener Schuh. Sie ratschte nicht und erzählte keine griabigen G'schichtn, über die alle am Tisch lachten. Sie war gefasster als die anderen und schüttelte mich nicht wie die großbusige Frau. Sie umarmte mich sanft.

Vor allem aber hätte mir auffallen müssen, dass unter den vielen Gästen keine Verwandten waren, keine Onkels, keine Cousins, nicht mal eine Freundin aus Schulzeiten. Stattdessen saß ich am Tisch neben dem Pfarrer, dem Friseur, der Zugehfrau, der Nachbarin und den Wirtsleuten. Fast alle waren ehemalige Patienten, ihre Namen befanden sich in den Krankenakten auf Oma Hedis Gang. Die Dame mit dem großen Busen siezte meine Großmutter. Auch ihr Mann, der keinen Durchzug mehr vertrug, nannte sie ehrfürchtig «Frau Doktor». Es schien, als wäre Hedwig Krämer schon immer Landärztin in Sindlbach gewesen, als hätte es kein Leben davor gegeben.

Die Familie der Frau Doktor, das waren wir: Meine Mutter, meine Schwester und ich. Nur wir – warum hat mich das nie gewundert? Hatten ältere Leute nicht immer ein halbes Dutzend Geschwister? Eigentlich schon, aber manche Dinge sind eben, wie sie sind, und es war müßig, sich mit vierzehn Jahren darüber den Kopf zu zerbrechen. Oma Hedi war eine respektierte Landärztin, hatte wenige Verwandte und keine Kindheitsfreunde. Sie war alt und wohnte in einem langweiligen Dorf, oben auf dem Hügel, in dem Haus mit dem schönen Garten, in dessen Blumenbeeten man gut Ostereier verstecken konnte und unter dessen mächtigen Kiefern ich Bogenschießen übte.

Ich war gerne in dem Haus, denn dort hatte ich Oma Hedi für mich allein. Ab und zu ließ mich meine Mutter übers Wochenende bei ihr. Bei Oma durfte ich alles, sie war eine Autorität über der Autorität. Abends blieb ich lange auf und morgens schlief ich bis zum Mittag. Ich durfte so viel fernsehen, wie ich wollte, und niemand erinnerte mich an die Lateinhausaufgaben. Oma Hedi ließ mich im Schach gewinnen, und ich schlug sie in Mensch-ärgere-Dich-nicht. Sie ärgerte sich nie. Stattdessen brachte sie mir Teller mit frisch aufgeschnittenem Obst und sagte: «Michale-Babichale, iss, du musst noch wachsen!» Ich aß das Obst und schlich mich danach in ihr Arbeitszimmer, wo der Schlüssel zum Wandschrank immer steckte wie eine unausgesprochene Einladung. Wenn ich Glück hatte, fand ich darin Tofffee und Raffaello, wenn ich Pech hatte, Mon Chéri oder diese grünen Husten-

bonbons mit den rot-weißen Fähnchen. Sie schmeckten nicht, aber es machte Spaß, die Fähnchen langsam herauszuziehen.

Omas Haus war eine Asservatenkammer, voll mit scheinbar willkürlich angehäuften Gegenständen, von denen ich mir ausmalte, wie sie hierher gelangt waren. Von der Anrichte starrten mich dutzende Likör-, Schnaps- und Sektglaschen an wie Eisprinzessinnen, die darauf warteten, das erste Mal gefreit zu werden. Auf den persischen Teppichen, die man nicht mit Straßenschuhen betreten durfte, wucherte ein wildes Beet aus Blüten und Ranken. Die alte Wanduhr mit den Pendeln aus eisernen Tannenzapfen tickte laut und schlug dazu noch jede Viertelstunde, sodass man im ganzen Haus aufschreckte. Am aufregendsten aber war das ehemalige Sprechzimmer. Die hohen Wand-schränke waren voll mit Medikamentenpackungen, die unaussprechliche Namen trugen: Doxycyclin, Perindopril, Metforminhydrochlorid. Dazwischen verstreut lagen medizinische Instrumente. Oma Hedi hatte mir so manchen Namen beigebracht: Ohrenspiegel, Reflexhammer, Geburtszange. Mit dem Stethoskop suchte ich meinen eigenen Herzschlag und machte mir Sorgen, wenn ich ihn mal nicht fand. Bei anderen Instrumenten konnte ich mir auch nach stundenlanger Betrachtung nicht vorstellen, wie und vor allem wo sie zum menschlichen Körper passen sollten. «Es tut mir leid, ich kann Ihnen nicht mehr helfen», sagte ich einem fiktiven Patienten vom bequemen Lederstuhl aus, wippte bedeutungsschwanger auf und ab und stellte mir vor, wie es wäre, Arzt zu sein.

Omas Haus atmete langsam, im Viertelstundentakt der Wanduhr, gleichmäßig wie das Rauschen der Heizungen im Winter. (Oma Hedi mochte es warm, denn sie habe genug gefroren, sagte sie immer.) Es gab keine Ungereimtheiten, denn alles war hier, weil das Leben es hier zusammengeführt hatte. Ein arbeitsreiches und ansonsten ereignisar-mes Leben in der Provinz, das nach selbstgenähten Lavendelsäckchen roch. Das Leben einer bayerischen Landärztin im Dienste der Menschen, eine dieser Erfolgsgeschichten, wie sie die deutschen fünfziger und sechziger Jahre schrieben: Berufsstand, Wohlstand, Ruhestand.

Dabei hätte das Haus noch mehr zu erzählen gehabt. Im Keller stand ein bauchiger Teekessel, von dem ich noch nicht wusste, dass er Samowar hieß. Daneben hingen bunte Holzmalereien, die so gar nicht bayerisch aussahen. Und wenn man genau hinhörte, sagte meine Großmutter manchmal Dinge, die sonst niemand sagte. «Das war der Suslik», beschwerte sie sich, wenn wieder ein Teil der Gurken im Gemüsebeet abgefressen war. Niemand fragte, was ein Suslik war, und so fragte ich auch nicht. Es klang schmierig. Ich stellte mir darunter einen gewaltigen, gefräßigen Wurm vor. Nach dem Mittagessen, wenn wir alle satt waren, so satt, wie man nur bei Oma wurde, sagte sie feierlich: «Vollgefressen hat sich Iwan, wirft sich dann wie Schwein auf Diwan.» Ich kannte keinen Iwan und warum er sich auf den armen Diwan warf, verstand ich auch nicht. Aber niemand fragte, und so fragte ich auch nicht.

Besonders merkwürdig aber klangen Oma Hedis Kindheitserzählungen. Da gab es den tapferen Vater, der in klirrend kalten Winter Nächten in die Luft schoss, um die hungrigen Wölfe zu vertreiben. Die Geschwister, die leichtsinnig den Pferdeschlitten durch den tiefen Pulverschnee trieben. Und die gerissenen Diebe, die immer in der Nacht kamen und Wassermelonen von den Feldern klauten. Als Kind fragte ich mich nicht, wo diese Geschichten spielten. Sie klangen wie Grimms Märchen, und wie es Märchen zu eigen ist, spielten sie überall und nirgendwo. Jedenfalls nicht in einem konkreten Land. Einen echten Wolf hatte ich einmal im Nürnberger Zoo gesehen, er war enttäuschend zahm. Wassermelonen kannte ich aus dem Tengelman und hatte noch nie gehört, dass Diebe es gerade auf dieses unhandliche Obst abgesehen hätten. Es waren eben Geschichten. Omas Geschichten.

Ich lege Seite hundertvierzig auf die warme Glasplatte des Scanners und drücke den Knopf. Das Gerät summt gehorsam.

Nachdem ich ihre Erinnerungen gelesen habe, weiß ich, wo die Geschichten spielten. Sie spielten in der Steppe der Ukraine und am

Fuße des Kaukasus, am Ufer des Asowschen, Schwarzen und Kaspischen Meers. Sie spielten in Altmontal, Annenfeld und Tokmak, in Saporischschja, Baku und Molotschansk. Ich weiß jetzt, dass meine Großmutter fließend Russisch konnte, auch wenn sie es gegenüber meiner Mutter und mir nie mehr gesprochen hat. Ich weiß, dass ein Suslik eine osteuropäische Wühlmausart ist und ein Samowar, ähnlich wie der im Keller, auch im Geburtshaus meiner Großmutter in der Ukraine stand. Ich weiß jetzt, warum keine Verwandten zu den runden Geburtstagen kamen. Ich weiß von der Hungersnot, von Sibirien, von den Ostarbeitern, vom Krieg und von der Flucht. Ich weiß all das und trotzdem bleiben mir unzählige Fragen. Es ist merkwürdig, so viel Neues über einen Menschen zu erfahren, von dem man geglaubt hat, ihn in- und auswendig zu kennen. Es ist, als würde man seine Lieblingsplatte zum ersten Mal umdrehen und entdecken, dass sie auch eine B-Seite hat.

Hätte sie mir von all dem erzählt, als sie noch lebte? Wahrscheinlich schon, wenn ich gefragt hätte. Doch keiner fragte danach, und so fragte ich auch nicht. Jedenfalls wollte meine Großmutter, dass ich nach ihrem Tod von ihrem Leben erfahre. So steht es schwarz auf weiß in der Widmung, auf der ersten Seite ihrer Erinnerungen.

Gewidmet meiner lieben Tochter Johanna u.
Enkeln Veronika u. Michael

Dass meine Großmutter «irgendwo im Osten» geboren war, war kein Geheimnis. Ihr Geburtsort lag wahlweise in der Ukraine, in Russland oder in der Sowjetunion, also an einem Ort, der entweder weit weg war oder lange aufgehört hatte zu existieren. Ich hörte ihre Kindheitserzählungen gerne, ohne mich dafür zu interessieren, wo sie spielten. Ich bestaunte den silbernen Samowar, ohne mich zu fragen, warum er in ihrem Keller stand. Ja, ich erinnere mich sogar dunkel, dass meine Großmutter mir erzählte, mein zweiter Vorname, Kurt, sei der Name ihres Lieblingsbruders gewesen. Ich habe nie gefragt, was mit ihm ge-

schehen ist. Es ist das Privileg jeder Kindheit, zu glauben, das Universum habe bis zu unserer Geburt im Wartezimmer gesessen. Wo meine Großmutter geboren und aufgewachsen war, was aus ihren Eltern, Geschwistern und Freunden geworden ist, war für mich eine unwichtige Fußnote in ihrem Leben, nichts weiter.

Seite zweihundertelf. Die Sonne steht nun hoch über den Regensburger Domspitzen. Mein Zug zum Flughafen geht in weniger als einer Stunde. Ich darf ihn nicht verpassen, denn in Kiew wartet Dima auf mich.

Dima arbeitet bei Vostok SOS, einer Nichtregierungsorganisation, die den Menschen in der Ostukraine hilft. Dort tobt seit vier Jahren ein Krieg, der aus unseren Schlagzeilen verschwunden ist. Als ich Dima vor ein paar Monaten geschrieben habe, ich, ein Deutscher mit Interesse an humanitärer Arbeit, wolle bei Vostok SOS ein paar Monate als Freiwilliger aushelfen, hat er lapidar geantwortet: «Dawaj, priesschaj!» Ok, komm vorbei.

Bei der Entscheidung, mich bei Vostok SOS zu bewerben, habe ich keine Sekunde an meine Großmutter gedacht. Immerhin war sie seit zwölf Jahren tot. Einmal im Jahr, an Allerheiligen, gingen wir an ihr Grab, legten ein neues Gesteck darauf, entsorgten das alte und jäteten das Unkraut, bis es ordentlich aussah, oder zumindest ordentlicher als die Nachbarsgräber. Ich behielt Oma Hedi in guter Erinnerung, das genügte. Mit der Welt von heute hatte sie nichts zu schaffen.

«Warum machst du das?», hat mich meine Mutter gefragt, als ich ihr von meinem Plan erzählte, bei Dimas NGO anzuheuern.

Die Frage überraschte mich. Es war eine Bauchentscheidung gewesen, die mir logisch erschien, wie einem jede Entscheidung logisch erscheint, wenn man jung ist und sich mit niemanden abzusprechen braucht.

«Keine Ahnung ... Es ist was Sinnvolles, oder? Und ich kann nebenbei mein Russisch verbessern.» Ich hatte neben dem Studium Abendkurse belegt und war schon einige Male in Russland gewesen, damals

noch ohne zu ahnen, dass auch meine Großmutter fließend Russisch gesprochen hatte.

Meine Mutter blickte mich skeptisch an. Rationale Argumente hatte ich wenige vorzuweisen. Ich würde keine Bezahlung bekommen, war noch nie in der Ukraine gewesen, und der Krieg dort war nicht mein Krieg. Überhaupt: Was wollte ich in einem Kriegsgebiet? Ich hatte gerade erst mein zweites juristisches Staatsexamen absolviert. Meine Freunde traten ihren ersten Job in der Kanzlei, am Gericht oder als Staatsanwalt an. Mich hingegen plagte der unscharfe Gedanke, ich dürfe diese letzte Chance nicht verpassen.

«Ich glaube, ich muss einfach noch mal raus», fasste ich dieses vage Gefühl für meine Mutter zusammen.

Statt zu widersprechen, gab sie mir kurz vor der Abreise den Stapel mit den gesammelten Erinnerungen meiner Großmutter. «Du solltest sie lesen», sagte sie. «Immerhin stammte Oma Hedi aus der Ukraine. Und ihre Erinnerungen hat sie dir gewidmet!»

Seite dreihundertfünf. Die Glasplatte des Scanners ist jetzt glühend heiß.

Auf Google Maps suche ich nach Altmontal, dem Geburtsort meiner Großmutter, der heute Samoschne heißt. Altmontal, das klingt nach frisch gebackenem Brot auf dem Fenstersims, nach locker umgegrabenen Gemüsebeeten. Es klingt schön. Ich finde das kleine Dorf und sehe, dass es nur etwa hundert Kilometer von den Orten entfernt liegt, in denen ich mit Dima Hilfspakete verteilen werde.

Meine Großmutter ist nie nach Altmontal zurückgekehrt, auch nicht nach dem Zerfall der Sowjetunion. Glaube ich ihren Aufzeichnungen, so hat sie es nicht einmal erwogen. Warum nicht? Im Ruhestand fuhr sie mit ihrem Mann nach Italien und England, flog auf die Kanarischen Inseln und nach Amerika, aber niemals in die Ukraine. Wollte sie nicht zurück, nach all den schrecklichen Dingen? Ist irgendwer aus unserer Familie jemals dorthin zurückgekehrt?

Seite dreihundertvierzehn. Der Scanner summt zum letzten Mal.

Fertig. Ich schalte das Gerät aus, ziehe den USB-Stick ab, klopfe die Kanten des Schreibmaschinenpapiers auf den Tisch und verstaue den Packen in einer Schublade.

Die Casio zeigt 07:24. Meine Augen brennen. Ich muss mich beeilen.

ERSTER TEIL

UKRAINE

Landstraße nach Sewerodonezk

Juli 2018

Der blaue Renault Traffic holpert über die Schlaglöcher in Richtung russischer Grenze. Wir haben Kiew im Morgengrauen verlassen und sind schon seit Stunden unterwegs. Ein Schild heißt uns willkommen im Regierungsbezirk Luhansk. Links und rechts ziehen endlose Sonnenblumenfelder vorbei, deren sattes Gelb sich vom kräftigen Blau des Himmels abhebt, und ich beginne zu verstehen, warum die ukrainische Flagge gerade diese Farben trägt. Am Steuer sitzt Dima. Er ist knappe dreißig, schlank und trägt einen Bürstenschnitt. Auf seinem jugendlichen Gesicht ruht ein verschmitztes Lächeln, als hätte er gelernt, die Welt nicht ganz so ernst zu nehmen.

«Woran erkennt man einen betrunkenen ukrainischen Autofahrer?», fragt er und dreht die Metalmusik leiser, damit ich seine Pointe höre.

Ich schaue ihn unschlüssig an.

«Daran, dass er geradeaus fährt!», erklärt Dima und reißt wie zum Beweis den Lenker nach links, um ein Schlagloch zu umfahren. «Siehst du? Ich bin nüchtern!»

«Das ist ja beruhigend», lache ich. Dimas Anekdoten gefallen mir besser als die scheppernde Gitarrenmusik. «Aber mal im Ernst. Mir scheint, je weiter wir nach Osten kommen, desto mehr werden die ...», ich suche nach dem richtigen russischen Wort für Schlagloch. «Die Jamy!»

Dima nickt. «Ja, das war auch schon vor dem Krieg so. Keiner in-

vestiert in den Osten. Dein Russisch ist übrigens nicht schlecht, Nemez.» Seitdem ich Dima vor einer Woche zum ersten Mal in einer Kiewer Lagerhalle getroffen habe, nennt er mich Nemez, Deutscher. Und obwohl er das Wort freundlich ausspricht, zucke ich jedes Mal ein wenig zusammen.

«Danke», antworte ich. «Ich habe neben dem Jurastudium ein paar Russischkurse belegt.» Ob ich Dima erzählen soll, dass ich 2014 eine Sprachschule in Sankt Petersburg besucht habe, als der Krieg ausbrach?

«Und was macht ein deutscher Jurist bei uns in der Ostukraine?», kommt er mir zuvor.

Ich zucke mit den Schultern. «Irgendwie wollte ich noch mal raus, was Praktisches tun», sage ich betont locker. Ich überlege kurz, ihm von den Aufzeichnungen meiner Großmutter zu erzählen, doch frage stattdessen: «Wie war das bei dir? Warst du schon immer sozial engagiert? Ich meine, auch schon vor dem Krieg?»

Dima grinst. «Njet, woobschtsche njet!», überhaupt nicht, und konzentriert sich wieder auf die Straße, die mit jedem Kilometer schlechter wird. «Aber der Maidan hat alles verändert.»

Dima war einer von Hunderttausenden, die sich im Winter 2013 in Kiew versammelten. Sie waren empört. Ihr Präsident, Wiktor Janukowytsch, hatte es in letzter Minute abgelehnt, das EU-Assoziationsabkommen zu unterzeichnen. Die ukrainische Regierung verwies stattdessen auf die «Wahrung nationaler Sicherheitsinteressen» und eine «Wiederbelebung der Wirtschaftsbeziehungen zu Russland». Dieser Jargon kam den Menschen bekannt vor. Ihnen war klar: Das Nein zum Abkommen kam nicht aus Kiew, es kam aus Moskau. Vor allem junge Ukrainer sahen sich um ihre Zukunft betrogen. Sie versammelten sich auf dem Maidan Nesaleschnosti, dem Platz der Unabhängigkeit im Herzen Kiews, und forderten: Die Ukraine gehört zu Europa!

«Es war vor allem arschkalt», erinnert sich Dima. Die Temperaturen fielen auf minus zwanzig Grad, doch die Demonstranten entfach-

ten ein Winterfeuer. Immer mehr kamen aus dem ganzen Land. Sie organisierten sich, eröffneten Suppenküchen, Krankenstationen und eine improvisierte Universität. Sie sangen ukrainische Volkslieder und träumten nachts in den Zelten vom Aufbruch. Der Maidan war kein Elitenprojekt. Es versammelte sich alles, was eine Gesellschaft zu bieten hat: Intellektuelle und Bauarbeiter, Großmütter und ihre Enkel, Nationalisten und Humanisten. Es waren nicht nur «Krieger des Lichts» darunter, wie es in einem bekannten Lied heißt. Auch finstere Gestalten tauchten auf, junge Männer aus dem Rechten Sektor und Tituschky, Janukowytshs Schlägertrupps in Zivil. Über Monate lieferten sich Demonstranten und Berkut-Einheiten* wilde Straßenschlachten. Schilder gegen Schlagstöcke, Motorradhelme gegen Gummigeschosse, Feuerwerkskörper gegen Wasserwerfer. Was dann passierte, ist bis heute nicht restlos aufgeklärt.

«Im Februar eskalierte es», erzählt Dima. «Die Berkut fing an, mit scharfer Munition zu schießen.» Die Demonstranten leisteten Widerstand, einige hatten sich ebenfalls bewaffnet. Der Maidan wurde zur Todeszone. Die Fernsehbilder von damals sind nur schwer zu ertragen. Schüsse hallen, unbewaffnete Demonstranten in dicken Winterjacken kriechen auf den verkohlten Bürgersteigen, ducken sich hinter primitive Blechschilde. «Scharfschütze!», ruft einer, dann zuckt ein anderer zusammen wie von unsichtbarer Hand getroffen. Die Kugeln durchbohren mühelos die Bleche. Bald liegen auf der Kiewer Prachtstraße Chreschtschatyk die ersten Leichen aufgebahrt unter der ukrainischen Flagge. Ein Kerzenstumpf brennt in einer leeren Bierflasche. An jenen Tagen wurden mehr als fünfundsiebzig Bürger auf offener Straße erschossen. Auch ein Dutzend Polizisten kamen ums Leben.

«Und dann liefen plötzlich alle davon», sagt Dima. «Nicht die Demonstranten, sondern die Machthaber. Minister, Parteikollegen, Poli-

* Ehemalige Spezialeinheiten des ukrainischen Innenministeriums, die zur Aufstandsbekämpfung eingesetzt wurden.

zeichers, alle ließen Janukowytsch fallen. Wir konnten es nicht glauben, wie schnell alles ging.»

Der Präsident schien plötzlich nackt, weltfremd, einer von gestern. Ein Autokrat kann sich alles erlauben, bloß keine Schwäche. Am 22. Februar, drei Monate nach Beginn der Proteste, floh Janukowytsch mit dem Hubschrauber nach Moskau. Das Parlament erklärte ihn für abgesetzt, doch es war kein reibungsloser Machtwechsel. Es war eine mit Blut erstrittene Revolution, die wie jede Revolution schnell einen Beinamen erhielt: die Revolution der Würde. Auch die insgesamt mehr als einhundert toten Demonstranten erhielten ihren Ehrentitel: Nebesna Sotnja, die Himmlische Hundertschaft. Dima hat mir ihr Denkmal unweit des Maidan vor der Abfahrt gezeigt. Mehr als einhundert in schwarzen Stein geritzte Gesichter, meist junge Männer, aber auch eine Handvoll Frauen. Einige lachen, andere schauen ernst wie auf Fahndungsbildern. Um sie herum wächst ein Dickicht aus verwelkten Blumen und blau-gelben Erinnerungsbändchen, die man überall für ein paar Hrywnja kaufen kann. Der Erlös wird an die Armee gespendet.

«Wir lagen uns in den Armen», erinnert sich Dima. «Wir feierten den Sieg und wir weinten um die Toten. Es war merkwürdig, Trauer und Freunde zugleich. Das fühlte sich fast ein wenig falsch an. Aber jeder, der später in Meschyhirja war, wusste: Es hatte so kommen müssen.»

Ich nicke. Ein paar Tage zuvor habe ich Janukowytschs Luxusresidenz selbst besucht. Das hundertvierzig Hektar große Anwesen ist heute ein öffentlicher Park, dessen Wege durch schattige Wälder zu künstlichen Seen führen. Wer Glück hat, sieht eines der Rehe. Inmitten dieser Anlage steht ein Landhaus, das aussieht, als hätte Ludwig XIV. eine Datscha in Auftrag gegeben. Der fünfgeschossige Holzbau ist vollgestopft mit Brokat, Gold und Kristall. Meschyhirja wurde zum Sinnbild dafür, dass der Präsident den Kontakt zu seinem Volk verloren hatte. Während die Ukrainer sich mit einem Durchschnittslohn von dreihundert Euro durchs Leben schlugen, besaß Janukowytschs An-

wesen einen privaten Golfplatz, millionenschwere Kronleuchter und sogar einen eigenen Zoo. Passenderweise beherbergt die überdimensionierte Datscha heute das «Museum der Korruption».

Die Szenen vom Maidan vermittelten das Gefühl, das Volk habe gesiegt. Doch die Euphorie der Sieger währte nicht lange. Die Barrikaden in Kiew rauchten noch, als Wladimir Putin den Befehl zur Besetzung der Krim gab. Über Nacht erschienen dort überall «freundliche Männer», wie die russische Presse die Soldaten in Uniform ohne Hoheitszeichen taufte. Sie agierten bestimmt und diszipliniert, besetzten öffentliche Gebäude und umstellten die ukrainischen Militärbasen. Die neue Führung in Kiew wurde vom Einmarsch überrascht, sie hatte zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal einen Verteidigungsminister ernannt.

Wenig später zogen zwanzigtausend ukrainische Soldaten von der Krim ab, ohne einen Schuss abzufeuern. Die überwiegend russische Bevölkerung sprach sich in einem hastig anberaumten Referendum für einen Anschluss an Russland aus. Der Westen protestierte, das russische Volk jubelte, und Putins Beliebtheitswerte schossen in ungekannte Höhen. Die wenigen internen Kritiker wurden kaltgestellt. Ich erlebte diese Euphorie 2014 als Sprachschüler in Sankt Petersburg. Wer Sprachen liebt, weiß, wie sehr sie die Aufmerksamkeit schärfen. Ich las jedes Plakat, entzifferte jede Schlagzeile und schrieb die neuen Vokabeln fleißig in mein Notizbuch. «Krym nasch!» – die Krim ist unser!, stand an Hauswänden und U-Bahnschächten. In den russischen Zeitungen las ich von angeblichen Faschist* und Banderowzy* in Kiew. «Am 16. März wählen wir!», polterte ein vergessenes Plakat, das für die Volksabstimmung geworben hatte. Daneben prangte die Silhouette der Krim, einmal mit Naziflagge und einmal mit der russischen Trikolore.

«Wie denkst du heute?», fragte ich Dima. «Habt ihr gewonnen?»

* (Russisch) Anhänger Banderas. Stepan Bandera war ein nationalistischer ukrainischer Politiker, der im Zweiten Weltkrieg anfangs mit den Nationalsozialisten kollaborierte.

Er überlegt. Seine Augen flackern müde. Wir fahren schon seit sechs Stunden, Dima hält nichts von Pausen. «Nein, noch nicht», antwortet er schließlich.

Der Maidan brachte nicht den erhofften gesamtukrainischen Aufbruch. Das Land zerbrach. Kurz nach der Annexion der Krim erreichte die Gewalt den Donbas. Wie giftige Pilze schossen prorussische Milizen aus dem Boden. Zusammen mit russischen Spezialkräften besetzten sie die Rathäuser in Slowjansk, Luhansk und Donezk. Eine Stadt nach der anderen drohte zu fallen. Doch diesmal leistete die ukrainische Armee Gegenwehr. Für einen Moment sah es so aus, als könnte sie den Aufstand aus eigener Kraft eindämmen. Dann begann Russland im Sommer 2014 zehntausende Soldaten über die Grenze zu schicken.

«Pisdez, das war eine große Scheiße», sagt Dima. «Unsere Soldaten hatten keine Chance gegen diese Übermacht. Sie wurden eingekesselt und niedergemacht, in Ilowajsk, Debalzewe und am Donezker Flughafen. Es war ein Gemetzel, wir haben viele gute Leute verloren.»

«Hast du mal daran gedacht, selbst zu kämpfen?»

Über Dimas Gesicht gleitet ein Lächeln. «Schau mich an: keine Wehrerfahrung, dünne Ärmchen ... Die können Leute wie mich dort nicht gebrauchen. Aber irgendwas musste ich tun, zurück nach Donezk konnte ich ja auch nicht.»

Die Separatisten riefen die Donezker und Luhansker Volksrepublik aus. Schnell kursierten schwarze Listen, Maidan-Aktivisten wurden verhaftet und gefoltert. Sogenannte Volksgerichtshöfe drangsalierten das eigene Volk. Dimas Heimatstadt Donezk war nun prorussisch, Dima ein Staatsfeind. Er floh wie viele andere nach Kiew. 2018 zählte der UN-Hochkommissar fast zwei Millionen Binnenvertriebene in der Ukraine.

«Nein, vielleicht kommt irgendwann der Moment, wo ich auch kämpfen werde», sagt Dima, nachdem wir einen Moment geschwiegen haben. Die Frage hat ihn offenbar beschäftigt. «Aber jetzt ist mein Platz hier, mit den anderen, bei Vostok SOS.»

2015 erstarrte der Frontverlauf in der Ostukraine. Das von Deutschland und Frankreich vermittelte Minsk II-Abkommen hegte die Gewalt ein, beendete sie aber nicht. Auf beiden Seiten senkten sich Spaten in die fruchtbare Schwarzerde, hoben Gefechtsstände und Schützengräben aus. Entlang dieser vierhundert Kilometer langen «Kontaktlinie» lebten weiterhin hunderttausende Zivilisten. Jene, die ihr Haus nicht aufgeben wollten, deren Rente nicht für einen Umzug reichte, die zu alt oder zu gebrechlich waren oder einfach nicht den Mut hatten zu gehen.

«Wir mussten diesen Menschen helfen, wir sind ja selbst aus der Gegend», erklärt Dima. Er und seine Freunde gründeten die Hilfsorganisation Vostok SOS. Auf Deutsch bedeutet der Name so viel wie: der Osten in Not. Die jungen Aktivistinnen und Aktivisten sammeln Geld und Hilfsgüter, die sie an die Zivilbevölkerung verteilen. Sie tun dies vor allem aus Überzeugung. Ihr Gehalt ist selbst für ukrainische Verhältnisse niedrig. Dima riskiert sein Leben für umgerechnet zweihundert Euro im Monat.

«Bist du eigentlich versichert, falls euch mal ... was passiert?», stelle ich die deutscheste aller Fragen.

«Ha!», lacht er. «Die Versicherung, die unsere Arbeit abdeckt, möchte ich sehen! Die wäre teurer als mein Jahresgehalt!» Er hat recht, auch meine Auslandskrankenversicherung schließt «Kriegsschäden» im Kleingedruckten aus, was ich zwar gelesen habe, nun aber lieber wieder vergessen würde.

«Wir kennen die Gegend gut. Es ist unsere Heimat, das ist unsere Versicherung», versucht Dima mich zu beruhigen.

«Warum tut der Staat so wenig für die Menschen in den Dörfern an der Front?», frage ich.

Dima zuckt mit den Schultern. «So war es schon immer bei uns. Entweder wir machen es selbst, oder keiner tut's.»

«Also lebt ihr von Privatspenden?»

«Ja, unsere Spenden kommen entweder aus dem Ausland oder von Privatleuten. Aber das Geld wird immer weniger. Am Anfang war die

Solidarität noch groß.» Dima klingt plötzlich nostalgisch. «Alle standen zusammen! Die Leute haben Geld, Kleidung und Essen gesammelt. Wir, die Freiwilligenbataillone und selbst die ukrainische Armee lebten von diesen Spenden. Aber die Solidarität verflog schnell, der Mensch gewöhnt sich an alles.»

«Auch an den Krieg?»

«Besonders an den Krieg.»

Als wir in Sewerodonezk ankommen, ist es schon dunkel. Dima weckt mich, ich muss auf den letzten Kilometern eingnickt sein. Stöhnend reibe ich mir den Rücken, der von den vielen Jamy schmerzt.

«Nemez, du hältst nichts aus», witzelt Dima.

«Was für den Russen gesund ist, ist für den Deutschen der Tod», zitiere ich ein bekanntes Sprichwort und beiße mir sogleich auf die Zunge. Habe ich Dima soeben einen Russen genannt? «Also, ich meine, das gilt wohl auch für Ukrainer ...», verbessere ich mich.

Er lacht. «Keine Angst, wir sind hier nicht politisch korrekt. Es gibt sogar Russen in unserem Team. Aber die Straßen werden morgen nicht besser, also gewöhn' dich dran.»

«Wo geht es denn morgen eigentlich hin?»

«Dorthin, wo schon dein Großvater war.»

«Und das wäre?», frage ich vorsichtig, obwohl ich glaube, Dimas Antwort zu kennen. Als Deutscher im Ausland tut man gut daran, Naziwitze nicht so ernst zu nehmen.

«An die Ostfront, Nemez!»

Saizewo

Juli 2018

Dima hatte recht. Die Teerdecke erinnert an ein pockenarbiges Gesicht. «Hör nicht hin, wir tauschen die Stoßdämpfer alle paar Monate aus», kommentiert er das metallische Quietschen unseres Renaults und weicht dann auf eine Parallelpiste aus, die sich über die Zeit in den angrenzenden Feldern gebildet hat. Ganz ungefährlich ist das nicht. Erst letztes Jahr fuhr ein Jeep der OSZE über eine Landmine. Ein US-Bürger kam ums Leben, zwei weitere Mitglieder der internationalen Beobachtermission wurden verletzt.

Nach etwa drei Stunden Fahrt franst die Straße aus wie ein alter Bindfaden und verwandelt sich endgültig in einen Feldweg. Saizewo steht auf einem Schild. Wir sind da. Am Ortseingang parken mehrere gepanzerte Fahrzeuge mit dem Wappen der ukrainischen Armee. In ihrem Schatten suchen Soldaten Schutz vor der erbarmungslosen Mittagssonne. Sie schlummern, die Kämpfe machen gerade Pause. Ansonsten ist die Straße leergefegt wie zu High Noon. Da tritt eine stämmige Frau im Blumenkleid aus einem heruntergekommenen zweigeschossigen Bau. Es ist die Ortsvorsteherin Anja. Sie ist sauer. «Ihr seid spät dran, die Leute sind gerade nach Hause!» Anja tätigt einen Anruf auf ihrem Nokia, dann noch einen und noch einen. Plötzlich erwacht das verschlafene Nest zum Leben. Die verrosteten Tore der Einfahrten öffnen sich, heraus treten Babuschkas mit weißen Kopftüchern, Frauen mit Kleinkindern an der Hand, ältere Herren in abgetragenen Anzügen und Schiebermützen. Junge Männer

und vollzählige Familien sieht man kaum. Wer konnte, ist schon lange fort.

Vor unserem Renault bildet sich eine Schlange. Jeder Haushalt hat Anrecht auf ein Hilfspaket. Es enthält Mehl, Zucker, Buchweizen, Tuschonka, gesüßte Kondensmilch, Zahnbürsten, Zahnpasta und Waschpulver, also alles, was nicht im Ogorod wächst, dem Obst- und Gemüsegarten, den hier jedes Haus besitzt. Diese Gärten sind eine über Jahrhunderte erprobte Überlebensstrategie, denn die fruchtbare Schwarzerde bringt reichlich Äpfel, Pflaumen, Maulbeeren, Walnüsse, Kohl, Gurken und Paprika hervor. Gerade sind die Aprikosen reif und vor jedem Hauseingang backen gelbe Fladen auf weißen Tüchern in der Sonne.

«Wusstest du, dass die Nazis Eisenbahnladungen voll Schwarzerde nach Deutschland transportiert haben?», fragt Dima.

«Da ladna!», winke ich ab. Die Wahrheit ist viel banaler. Die Nazis ließen die Erde, wo sie war, denn sie sahen die Ukraine als fruchtbares Kolonialgebiet und die Ukrainer als Zwangsarbeiter.

Die Verteilung läuft reibungslos. Dima beliefert Saizewo schon seit 2014, und die Bewohner kennen den Ablauf. Name, Pass, Hilfspaket, poschaluista, spasibo. Bitteschön, danke. Uns kommt das gelegen, denn wir wollen nicht zu viel Zeit in dem Dorf verbringen, das sich wie ein Keil zwischen die Rebellengebiete um Luhansk und Donezk schiebt. Gerade ist es ruhig, aber niemand weiß, wie lange noch. Menschenansammlungen bergen immer auch ein Risiko. «Wenn eine Rakete während der Verteilung einschlägt, sterben Dutzende. Ansonsten höchstens ein oder zwei», erklärt mir Dima die Arithmetik des Krieges.

Mit Schubkarren und Leiterwagen schleppen die Dorfbewohner die großen, zehn Kilo schweren Hilfspakete zu ihren Häusern. Nur eine Familie scheint ein Auto zu besitzen, einen alten gelben Moskwitsch mit plattem Hinterreifen. Ein dicker Mann im Unterhemd hievt die Pakete für sich und seine Nachbarn in den Kofferraum und pumpt dann etwas Luft in den Reifen, die mit einem feinen Zischen

langsam wieder entweicht. «Bis nach Hause reicht's», lacht er und steigt ein. Einer alten Frau, die sich nur mit Krückstock auf den Beinen hält, bringen wir die Hilfslieferung bis vor die Tür. Sie bittet uns herein. Hinter dem türkisen Holzzaun schlummert ein schattiger Garten, stolze Walnuss- und Maulbeerbäume halten die Julisonne draußen. Die Hauswände sind weiß gekalkt, die Fenster blau gestrichen. Ein Märchenhaus, denke ich. Dann sehe ich das riesige Loch.

«Die Rakete ist vor ein paar Wochen eingeschlagen», sagt die alte Frau. «Meine Küche ist ausgebrannt. Wo soll ich jetzt kochen?» Es klingt nicht anklagend, eher resigniert.

«Haben Sie keine Angst?», frage ich.

«Doch, furchtbare Angst, vor allem nachts, wenn sie am heftigsten schießen.»

«Aber Sie haben nie daran gedacht wegzugehen?»

«Oioioi, weggehen! Wohin denn? Die Kinder sind fort, mein Mann schon lange tot. Was wird aus dem Haus, wer trocknet die Aprikosen?», sie deutet auf die Bäume im Vorgarten, die voller Früchte hängen.

Zum Abschied pflückt sie einige Aprikosen, deren Haut schon sanft gerötet ist, packt sie in eine Tüte und hält sie uns hin. «Dlja was!» Für euch. Ich protestiere. *Wir* sind doch gekommen, um Essen zu bringen, nicht umgekehrt. Doch es ist zwecklos, die ukrainische Gastfreundschaft abzuwehren, sobald man die Türschwelle übertreten hat. Wir umarmen uns. Beregite sebja! Passt auf euch auf!

Ortsvorsteherin Anja winkt uns zum Abschlussgespräch ins Haus der Dorfverwaltung. Auch hier erzählen die zerborstenen Asbestwellplatten auf dem Dach von vergangenen Angriffen. Die Fassade ist gespickt mit Einschusslöchern. «2015 haben in dem Gebäude ukrainische Soldaten gewohnt, dadurch wurde der ganze Ort zur Zielscheibe», erklärt mir Dima. Drinnen ist es kahl und feucht. Der alte Teppich und die ukrainische Flagge an der Wand bemühen sich vergeblich, etwas Wohnlichkeit zu verströmen. Doch der Schwarztee, der auf der Petschka köchelt, schmeckt gut, und die Keksi sind hausgemacht.